Orplid, mein Land.

Roman von Erika Riedberg.

(20. Fortsetzung.)

Die alte Frau von Locknitz hatte seit Tagen vergeblich gegen eine übergroße Mattigkeit angekämpft.

Nun lag sie zu Bett, und der Hausarzt sprach von absoluter Ruhe und Pflege mit allerlei Stärkungsmitteln.

Mine kaufte eine Taube, kochte Bouillon, schnitt laubblattdünne Schinkenbrote und verlangte den Wein vom Sohn ihrer Herrin:

„Wir, Herr Leutnant, haben schon lange keinen mehr im Keller."

Diether ließ einen Korb bester Marken ins Haus schicken und nahm dazu den Kredit seiner Mutter in Anspruch.

Mine murmelte zwar: „Anschreiben lassen konnten wir selbst" — aber sie war doch froh, daß sie nun pflegen konnte.

Hans-Gebhard lief wie verloren umher. Keiner hatte Zeit für ihn.

Wenn Mine ihn morgens in aller Eile angezogen hatte, bekam er meistens sein Frühstück in der Küche. Und da blieb er dann und kroch zwischen Mines Töpfen und seinen Spielsachen umher.

Er ward mürrisch und eigensinnig, sah unsauber aus und weinte viel.

Holte sein Vater ihn einmal zu sich ins Zimmer, so verlangte er nach Mine zurück und störte außerdem durch sein Geschrei die kranke Frau.

Diether sank mehr und mehr der Mut. Ohne alle Hoffnung sah er in die Zukunft.

Was gab es denn noch für ihn?

Talente, die ihn über den Alltag heben könnten, besaß er nicht. Sein Beruf war ihm lieb gewesen. Er hatte des Königs Rock mit Ehrfurcht getragen, auch wohl mit etwas Eitelkeit.

Alles, was sein Herz an Leidenschaft und Liebe nach der Tollheit erster Leutnantsjahre kannte, gehörte Adelheid Beeken und dem konzentrierten unaufhörlichen Bestreben, sie als seine Frau ihre Kunst vergessen zu machen.

Matt und müde hatte er sich um sie gekämpft. Und als er endlich glaubt, ihre Seele gewonnen zu haben, da schlägt das Schicksal ihm den Preis aus der Hand. Und als ein Bettler muß er stehen und sehen, wie nun ihr eigenes, ungeteiltes Selbst triumphierend das Haupt erhebt und seinen Siegeslauf beginnt — beginnen muß. Denn er hatte für Weib und Kind kein dauerhaftes Leben bauen können.

Stunde um Stunde verbrachte Diether im trostlosen Grübeln. Bis er dann wie gejagt aufsprang und nun anfing, den Rest von Ruhe und Kraft in ausführbaren Plänen und Bemühungen um irgendeine Anstellung, eine Beschäftigung zu erschöpfen.

Und bei alledem empfand er mit trostlosem Staunen seiner Frau Abwesenheit als Erleichterung. So weit waren sie also schon, die sich seit ihrem Hochzeitstag nicht einen Tag getrennt. Sie atmeten auf, wenn einer dem andern nicht ins Herz sah.

Hätte er Berlin den Rücken wenden können! Aber er mußte Adelheids wegen hier aushalten — und weil er samt dem Jungen wenigstens ein Unterkommen bei seiner Mutter fand.

Von dem ganzen Schwarm der Freunde und Bekannten aus den Tagen ihres Glanzes sah er niemand.

Nur eine Kaffeehausbekanntschaft war ihm treu geblieben — ein geistvoller, vornehmer Mann — Kunstkritiker und Verfasser zahlreicher Essays, wahrer Kabinettstücke an Witz und Satire.

Er war es, der Diether auf den Gedanken der Schriftstellerei brachte und in jeder Weise seine Unterstützung zusagte.

Aber Diether wehrte mit Hand und Fuß ab.

„Nichts ist mir mein Leben lang scheußlicher gewesen als die Schreiberei. Dienstliche Berichte, ja, vor Jahr und Tag auch mal 'n Liebesbrief — alles andere absolut ausgeschlossen, unbrauchbar."

Doktor Hagen ließ nicht nach. Er gab ihm ein Thema, besprach es eingehend mit ihm — nach vielen Versuchen erwies sich Diethers eigenes Urteil über sein Können als tatsächlich zutreffend — auch dieser Plan mußte aufgegeben werden.

Er knüpfte Verhandlungen an mit einem Kameraden seines verstorbenen Vaters, dem Oberlandstallmeister eines süddeutschen Fürsten.

Gab es eine Möglichkeit, ihn in dessen Ressort unterzubringen? Oder in einem andern?

Wenn nicht bei ihm oder dem Oberjägermeister, vielleicht irgendwo als besserer Kastellan, genannt Schloßhauptmann?

Nur erst mal ein selbstverdientes Stück Brot wieder für Frau und Kind haben.

Er betrieb diese Unterhandlungen in aller Heimlichkeit. Denn was sollte, führten sie zu einem Abschluß, aus Adelheids Berliner Verpflichtungen werden?

Gleichviel, mochten die Konsequenzen sein, welche sie wollten — erst mußte er wieder zu Erwerb kommen, erst er.

Doch die Nachrichten blieben aus — und inzwischen verlor er den Rest seines Mutes und seiner Ruhe. — —

Die alte Frau schlief. Auch Hans-Gebhard lag satt und zufrieden in seinem Bett.

Mine fragte pflichtschuldig den Herrn Leutnant, was er zum Abendbrot wünsche, obwohl sie wußte, die Antwort würde lauten: „Danke, nichts! Ich gehe aus."

Jetzt saß er im Café. Aß natürlich nicht, weil er längst vergessen hatte, warum er hergekommen, blätterte in Journalen und wünschte nichts weiter, als es möchte erst zwölf Uhr sein und er müde genug, um schlafen zu können.

In bitterer Schwermut saß er da und sah die Menschen kommen und gehen.

Wie interessiert hatte er noch vor kurzem mit Adelheid dem bunten Treiben zugeschaut!

Wie war es nur möglich, daß so viel Glück so schnell, so grausig schnell versank!

Und für immer! Denn Diether glaubte an keine Wiederkehr der alten, seligen Zeit.

Er kannte sich und wußte, es war ihm eine Unmöglichkeit, sein Weib auf der Bühne zu sehen.

Er wußte auch, ihre Seele entglitt ihm, sobald die ewig ersehnte Kunst kam und sie auf die leuchtenden Schwingen nahm.

Es mochte sich schließlich alles noch über Erwarten günstig wieder fügen — das alte Glück war doch dahin.

Doktor Hagen trat eilig ein, bestellte und setzte sich mit an Diethers Tisch.

„Famos, daß ich Sie treffe, Herr von Locknitz! Täten Sie mir wohl den Gefallen und gingen heute abend — es ist allerdings schon gleich sieben Uhr — statt meiner in die „Walküre"? Ich kann bei Gott nicht. Notwendigste Verabredung. Ja, wollen Sie?"

Er legte sein Billett auf die Marmorplatte. Diether sah ihn mißtrauisch an.

„Soll ich etwa Bericht erstatten? Sie kennen doch meinen Stil."

Hagen lachte. „Ach was! Sie brauchen mir bloß morgen beizeiten zu sagen, was los war und so und so. Tatsächlich, Sie verpflichten mich. Also, ja? Na, schön!"

Er trank aus, zahlte und war draußen.

Diether stand verdrießlich auf. Er wußte, Menginsky sang — gerade zur Beruhigung seiner Nerven würde das nicht beitragen. Jedoch bewies sich Hagen ihm so wirklich freundschaftlich — und schließlich gingen ein paar Stunden hin.

Er sprang auf eine Elektrische und fuhr zum Operplatz.

Das Haus war gestopft voll. Diether saß teilnahmslos auf seinem Platz.

Der müde, unzufriedene Zug in seinem Gesicht machte ihn um Jahre älter. Nichts mehr von dem feurigen, fröhlichen Diether war darin.

Das stürmische Vorspiel paßte zu seiner Stimmung. Es fegte befreiend durch seinen Mißmut.

Aber dann kam Siegmund-Menginsky verwildert und verwundet — und sank trotz aller Ermattung mit einer Anmut ohnegleichen auf Hundings Lager.

Auf Hundings Lager!

Wie verrückt gingen Diether beständig die drei Worte durch den Kopf.

Sieglinde, hinreißend in ihrer scheuen Lieblichkeit, trat in das Gemach.

Das süße Geschwisterliebemotiv, in den ersten Takten noch zagend, tastend, setzte ein — um triumphierend überzugehen in das wunderbare Liebesmotiv.

Und dann stand Hunding in der Tür seines Hauses!

Von Orchester her weht Sturm, klirrt Schwertklang. Erwachende, wehe Liebe flüstert und klagt dazwischen — Walhall verheißt Götterfreiheit — der letzte glimmende Feuerfunken läßt die Waffe im Eschenstamm erglänzen.

Und dann Nacht.

Melodien von unsäglicher Schönheit umhüllen das selig-unselige Paar.

Die Lenznacht webt ihren Zauber, unirdisch verklärt vom Mondlicht schaut einer des andern Antlitz.

Immer wunderbarer, immer süßer blühen die Melodien, mit unbeschreiblicher Schönheit den Gipfel trunkensten Glückes gleichsam umrankend, hinaufgeleitend, bis sie, in glühendem Triumph, in höchster Wonne einherstürmend, Waffengeklirr in Götterlust mischen.

Menginskys Stimme war voll Glanz, voll von bestrickendem Wohllaut. Jede Bewegung des vollendet gebauten Körpers edel, eine zurückgehaltene Kraft verratend, die in ihrer Anmut faszinierend wirkte. Er war die edelste Verkörperung der trotzisch-schönen Siegmundgestalt.

Diethers Blut stürmte. Er wandte kein Auge von dem ergreifenden Bild dieser dem Tode geweihten Glücklichen.

Seine Blicke brannten auf Menginskys schönem Gesicht.

Jeder Ton seiner Stimme war Verführung, jede Bewegung, gemischt aus Leidenschaft und Zartheit, war Versuchung. Wie er da sang und klagte und warb und bezwang mit Tönen, Gebärde und vollendeter Mannesschönheit, mußte ihm jedes Weib rettungslos mit Leib und Seele verfallen.

Schauer überrieselten Diether. In dieses Mannes Armen Adelheid! In trunkener Leidenschaft, in weltvergessendem Liebesrausch!

Spiel! Komödie! Zu Ende mit eben der Komödie! Aber trotzdem unerträglich. Unerträglich!

Diether wußte es so genau wie sein Leben: nie, niemals würde er in beiden nur die Künstler sehen.

Vom ersten Male an, wo er Adelheid so sah, würde sie ihm nicht mehr sein, was sie gewesen, nicht mehr die angebetete Frau, das reine Weib seines Herzens.

Verrückt! Kleinlich! Philisterhaft! Natürlich! Natürlich! Manch einer war stolz auf die Künstlerschaft seiner Frau. Hundert Männer sahen ohne eine Regung von Pein und Eifersucht die Gattin auf der Bühne. Er aber konnte es nicht.

Klar wie das Sonnenlicht ward's ihm in dieser Stunde: er konnte es nicht.

Vom Gelde seiner Frau leben? Andere Ehemänner taten's auch — und blieben Ehrenmänner.

Er aber würde vom Ertrag ihrer Stimme, ja aber auch vom Ertrag ihrer Schönheit leben.

Und jeder dumme Laffe konnte kommen und für sein erlegtes Entree beides kritisieren, an beiden sich ergötzen.

Und er, der wegen Schulden verabschiedete Leutnant, mußte stille halten, immer hübsch stille halten.

Jawohl, stille halten; denn er hatte ja nichts, konnte ja nichts. Von heut auf morgen lernt sichs nicht, Brot zu schaffen für Weib und Kind.

Da muß man noch dankbar sein, wenn die Frau schön ist und überdies noch singen kann.

Er ballte die Faust, fest biß er die Zähne zusammen.

Pfui Teufel, was für miserable Gedanken! Und dabei diese wahnsinnige Liebe zu ihr im Herzen, die in Angst und Qual sich gegen den Todesstoß wehrte. —

(Fortsetzung folgt.)

Sein Gegner.

Erzählung von Alfred Mayer-Eckhardt.

Jetzt hatte er's erreicht! Jetzt würde er ihn ausstechen können, — — jetzt, — — wenn es nicht längst zu spät wäre!

Was lag ihm nun daran, daß die alten Kameraden, daß ganz Saint Malo ihn anstaunen würde; daß er, der arme Jean Guerdric, als Kapitän des „Finisterre" nach Hause kam! Er, der arme Fischerssohn, der es aus eigener Kraft so weit gebracht hatte!

Gewiß, nun würden die hübschen Mädel von Saint Malo schon nach ihm Ausschau halten. . . Ein Kapitän der Transatlantique! Und wenn er jetzt etwa noch einmal zu Pierre Picot käme, vielleicht wegen der Luise oder der Jeanette, — jetzt würde der reiche Protz ihn vermutlich nicht mehr „Hungerleider schimpfen und aus dem Hause weisen. . .

Aber was lag noch daran! Die Marie Yvonne war ja nicht mehr da! War ja längst das Weib Claude Marecs, den sie damals hatte nehmen müssen. . .

Marie Yvonne! Was sie wohl sagen würde, wenn sie ihn mit den Kapitänsticeifen sah!

Dummes Zeug! Nichts, gar nichts würde sie sagen. Aus dem Wege gehen würde sie ihm. Marie Yvonne war ein braves Weib und dem aufgezwungenen Gatten treu! Aber freuen würde sie sich, — — — für ihn, — — sie hatte ihn ja so lieb gehabt.

Freilich, ob der alte Schmerz nicht doch wieder lebendig werden würde in ihr? Ob sie sich nicht am Ende gar Vorwürfe machen würde, nicht tapferer gewesen zu sein? Dem Alten nicht zäher Widerstand geleistet zu haben — — ?

Unsinn! Hatte denn jemand ahnen können, wie es kam? Ja, wäre er denn überhaupt geworden, was er jetzt war, wenn er damals Marie Yvonne bekommen hätte? — —

Schon in der Schule hatte Jean Guerdric stets zurückstehen müssen gegen Claude Marec. Nicht etwa, daß Claude gescheiter, oder tüchtiger, — — oder, was in der Schule ja noch häufiger den Ausschlag gibt, der Stärkere gewesen wäre! Keineswegs, — in alledem gab keiner dem anderen vor noch nach; es war ein steies Ringen gewesen, zwischen den beiden Knaben um die Führerschaft über die Altersgenossen, bei dem die Wagschale sich aber zugunsten Claudes senkte, weil Claude der einzige Sohn des reichen Sardinenfischers Philippe Marec war, der jährlich fünf eigene Boote auf den Fang schickte, und Jean. . .

Nun ja, — Jean war zur Welt gekommen, ehe die Eltern hatten heiraten können. Da mußte doch erst eine Hütte gemietet und die notwendigste Einrichtung beschafft werden. Deshalb hatte der Vater erst noch einen Islandfischzug mitmachen wollen, und im Herbst, wenn er heimkehrte, sollte Hochzeit sein. Als aber der Herbst kam, brachte er den Vater nicht zurück. Der war draußen geblieben im wilden Nordmeer, und mit ihm noch sechs andere brave Seeleute. Da konnte sein Jean eben später nicht so viel Ansehen beanspruchen, wie andere, die einen Vater hatten der fünf Boote fahren ließ — — Nicht mal, wenn er ihn ab und zu im Faustkampf umkriegte — — —

Nach der Kommunion, als sie die Schule verließen, hatten sie Frieden geschlossen. Sie sollten ja nun „erwachsen" sein. Auch waren sie nun Kameraden geworden; sie mußten beide schon als Jungleute mit hinaus auf den Fang. Auf demselben Boot — einem von den fünfen Philippe Marecs. Und raufen mit dem Sohn des Prinzipals — unmöglich! Und nun begann Claude, Jean gegenüber den Gönner zu spielen.

Sie vertrugen sich indessen, bis die Zeit kam, in der sie anfingen, sich nach den Mädels umzusehen. Die Marie Yvonne, die älteste von Pierre Picot, der zwei Boote hatte, stach beiden in die Augen. Als Marie Yvonne eines Tages sich mit der Mutter abmühte, das große Boot mit der Winde auf den Strand zu ziehen, sprangen sie beide dienstfertig hinzu. Marie Yvonne lachte beiden freundlich dankend zu, verwies Claude aber an den andern Windenarm neben die Mutter und ließ Jean neben sich mitdrehen. Von dem Tage an war es ausgemacht, daß Jean der Bevorzugte war.

Marie Yvonne bekam heftige Schelte von der Mutter wegen ihrer Dummheit, und der alte Picot drohte gar mit dem Tauende, — half aber nichts. Der Trotzkopf hielt den Nacken steif. Jean gefalle ihr nun einmal besser. — —

Bald danach mußten Jean und Claude zur Aushebung. Natürlich kamen beide zur Marine, glücklicherweise aber nicht auf dasselbe Schiff. Nicht einmal in dieselbe Garnison. Claude kam nach Brest und Jean nach Toulon; und da beide bald auf große Fahrt mußten, hörten sie fast drei Jahre lang nichts voneinander.

Nur einmal hatten sie sich getroffen, gegen Ende des dritten Dienstjahres. Draußen, in der Südsee. In einer Hafenkneipe von Papeete. Der „Gambetta", auf dem Jean, nun schon als Obermaat, fuhr, war zur Ablösung des Kreuzers „République" nach Tahiti kommandiert worden. Wie gern hätte Jean damals gegen seine Tressenjacke die des einfachen Matrosen Claude Marec eingetauscht, hätte er an dessen Stelle mit heimfahren können! Daß sein Rivale nun in ihm den Vorgesetzten respektieren und vor ihm strammstehen mußte, empfand er kaum noch als Genugtuung.

Aber was half's? Die Zeit mußte ausgehalten werden. Zur Entlassung kam Claude ja auch noch nicht, sondern hatte noch eben so lange zu dienen wie er. Und überdies: Marie Yvonne war ja so treu! Kam nicht jeden Monat ein Brief von ihr, in dem sie beteuerte, wie lieb sie ihn hätte? Und lag nicht fast stets sogar ein Fünf- oder gar Zehnfrankenschein darin, den sie sich, Gott weiß wie, für ihn zusammensparte?

Sie hatten ihren Zukunftsplan zurechtgelegt. Er wollte nach seiner Dienstzeit noch für einige Jahre kapitulieren und sein Steuermannsexamen machen. Dann konnte er in der Handelsmarine Steuermann und, so Gott wollte, sogar Schiffsführer werden und Marie Yvonne heimführen. Was schadete es, wenn sie noch zehn Jahre warten müßten? Sie waren ja jung!

Doch plötzlich kamen keine Briefe mehr von Marie Yvonne. Und als fast zwei Jahre später der Bootsmann Jean Guerdric zum erstenmal auf Urlaub nach Hause kam, hatte der reiche Pierre Picot ihm spöttisch die Tür gewiesen.

„Das fehlte noch", hatte er gesagt, „daß Marie Yvonne auf Dich Hungerleider warten sollte! Daß Du's nur weißt, nächste Woche heiratet sie Claude Marec! Zur Unteroffiziersfrau ist Pierre Picots Tochter zu gut!"

Ingrimmig hatte er die Zähne aufeinandergebissen, war, ohne das Ende des Urlaubs abzuwarten, sofort wieder zur Garnison gefahren und hatte sich an Bord zum Dienst zurückgemeldet. Von dem Augenblick an hatte er überhaupt nur noch für den Dienst gelebt. Als seine Kapitulationszeit abgelaufen war, hatte er, die Prämie in der Tasche, die Steuermannsschule besucht und nach sechs Monaten ein vorzügliches Examen gemacht. Die Transatlantique hatte ihn mit offenen Armen aufgenommen. Die Heimat hatte er nie wieder betreten.

Nach drei Jahren hatten sie ihm das Anerbieten gemacht, ihn auf Kosten der Gesellschaft zur Navigationsschule zu schicken. Er erhielt die Berechtigung zur „Großen Fahrt"; und nun, gerade vor 14 Tagen, als er als erster Offizier des „Brennus" vor New York lag, hatte er das Glück, daß dort der Kapitän des „Finisterre" plötzlich starb. Telegraphisch wurde er zum Kapitän ernannt, die Erteilung des Patentes aber davon abhängig gemacht, daß er den „Finisterre" in der vorschriftsmäßigen Fahrt wohlbehalten zum Heimatshafen — Saint Malo — bringe.

Viel hing also für ihn ab von dieser Reise — seiner ersten als Schiffsführer. Alles war glatt gegangen, bis sie die „Nadeln" passiert hatten. Von diesem Augenblick an hatten sie ständig gegen Nebel zu kämpfen gehabt und zeitweilig jede Orientierung verloren.

Mit halber Fahrt waren sie gelaufen. Die letzten zwei Tage. Seit 48 Stunden war Kapitän Guerdric nicht von der Kommandobrücke gewichen. Und nun mußten ihn auch noch diese dummen Erinnerungen kommen und das halbvergessene Leid wachrütteln; ihm war, als ob die Schiffsschraube mit jeder Umdrehung sein Innerstes aufwühle; als ob die alte Wunde immer heftiger und heftiger brenne mit jeder Fadenlänge, die er der Heimat näher kam. — — —

„Kapitän, der Nebel wird noch dichter; wir werden beidrehen müssen", sprach eine Stimme neben ihm. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, — lassen Sie beidrehen und gehen Sie für ein paar Stunden zur Koje. Wer weiß, wie nahe wir der Küste sind, — das Fahrwasser ist gefährlich hier."

„Sie haben gut reden, Steuermann! Ich muß den „Finisterre" rechtzeitig nach Saint Malo bringen; muß! Sie wissen, was für mich davon abhängt. Wir haben schon zuviel Zeit verloren!"

„Wie Sie wollen, Kapitän! Ich möchte die Verantwortung nicht tragen! Meine Pflicht war es, Sie zu warnen!"

„Meine Verantwortung überlassen Sie mir, Steuermann. Meinethalben will ich die Fahrt noch mehr mäßigen, von Beidrehen aber kann keine Rede sein, — wer weiß, der Nebel kann noch tagelang dauern. — — —"

In diesem Augenblick ließ ein Stoß das ganze Schiff erbeben. Das Krachen zersplitternden Holzes, ein Schrei aus drei, vier Kehlen drang aus der nebligen Tiefe hervor. — — —

„Wir haben ein Boot übersegelt, Kapitän! Jedenfalls Fischer— — —"

Schon hatte der elektrische Funke den Befehl: „Volle Kraft rückwärts!" in den Maschinenraum getragen. Ein leises Zittern durchlief den Koloß, als die Schraube rückwärts zu arbeiten begann.

„Alle Mann an Deck!" erscholl das Kommando, während die Anker herabsausten.

„Teufel und Hagel, das hat uns noch gerade gefehlt!" tobte Jean Guerdric; „nehmen Sie die beiden großen Boote, Steuermann, und suchen Sie alles ab, — in längstens einer Stunde sind Sie mir aber wieder an Bord; und sorgen Sie nur, daß Sie selbst uns nicht in dem Nebel verlieren!" — — —

Still lag der „Finisterre"; der große Scheinwerfer sandte seine Strahlen nach allen Richtungen durch den Nebel. Guerdric hatte, da vorherhand nichts zu tun war, die Wache dem zweiten Offizier übertragen und sich zur Koje begeben; wahrlich, er bedurfte der Ruhe. — — —

Lange ließ das Brüllen der Sirenen ihn nicht einschlafen, trotz der Uebermüdung. Und die Gedanken — — —

Wenn er den „Finisterre" nun nicht spätestens am folgenden Mittag zum Hafen brachte, stand seine Ernennung in Frage.

Gewiß, seine Schuld würde es nicht sein. War's nicht überhaupt eine Tollkühnheit, bei diesem Nebel weiterzufahren?

Aber was fragten die Direktoren der Transatlantique danach? Und nun dieser verwünschte Aufenthalt! Mußte das vermaledeite Fischergesindel denn bei diesem Wetter überhaupt hinaus — —

Ach ja, er kannte es ja, dies Fischerleben. Er, der arme Fischerssohn! Die Not, der Hunger! — Was tat's schließlich, wenn den einen oder andern das gemeinsame Los aller, das jeden von ihnen doch traf, ein paar Jahre früher ereilte! Die hungrigen Mäuler daheim mußten gestopft werden. — — —

Saint Malo tauchte vor ihm auf. Der Klippenstrand; die Fischerbarken; Marie Yvonne — — —

— — — Da stand sie ja freudegerötet auf der Mole und winkte ihm zu, als sein Schiff in den Hafen einfuhr — — Gleich würde sie an Bord sein, ihm in die Arme fliegen — — — Heute abend würden sie endlich wieder beisammen sein in dem schmucken Häuschen mit den hellen Fenstern und dem sauberen Vorgärtchen — wie klopfte ihm schon das Herz, als ob es zerspringen wollte — —

„Kapitän! Kapitän — der zweite Offizier muß Sie sprechen!" Kapitän, um Himmelswillen, werden Sie doch wach!"

Eine derbe Matrosenfaust schüttelte ihn munter.

„Entschuldigen der Herr Kapitän, — aber der zweite Offizier schickt mich — — — Der Nebel ist jetzt ganz dicht, man sieht nicht mehr die Hand vor Augen, es ist schon ganz finster, und die Boote sind noch nicht zurück!"

„Ist denn der Teufel vollends los heute — — —" und schon sprang er wieder hinauf, zur Kommandobrücke.

Unablässig brüllte die Sirene die ganze Nacht hindurch. In regelmäßigen Zwischenpausen drang Antwort von anderen Schiffen, durch die tiefschwarze Finsternis gedämpft, herüber. Woher? Aus welcher Richtung? Niemand hätte es sagen können. Die Scheinwerfer waren ohnmächtig gegenüber der Pechwand, die sie rings im Kreise umgab.

Endlich, endlich, verriet die zunehmende Helligkeit, daß die Nacht zu weichen begann. Auch schien der Nebel ein wenig lichter zu werden, wenngleich man noch immer keine zehn Meter weit zu sehen vermochte. — — —

„Ahoi! Ahoi der „Finisterre!"

„Ahoi — seid Ihr's?"

„Jawohl! Alle beide!"

„Endlich! Habt Ihr — —"

„Einen hatten wir bald aufgefischt — liegt noch ohnmächtig, wenn er nicht tot ist. Sonst niemand gefunden. Konnten uns nicht zurückfinden — — —"

„Macht, daß Ihr an Bord kommt! Hoffentlich klart's auf!"

— — — — — — — — — — —

„Kapitän, wollen Sie sich nicht mal nach dem armen Teufel umsehen?" meldete der Schiffsarzt, „er macht's keine halbe Stunde mehr. Aus der Ohnmacht ist er erwacht, aber die inneren Verletzungen sind zu große, — er möchte seinen letzten Willen vor Zeugen — —" —

Mißmutig wandte sich Jean Guerdric, dem Arzt in den Lazarettraum zu folgen. Nur ungern verließ er seinen Posten. Jeden Augenblick konnte der Nebel weichen, und dann galt es, mit Volldampf von der verlorenen Zeit zu retten, was zu retten war. Die Zukunft stand auf dem Spiele! Aber es gehörte nun einmal mit zu den Pflichten eines Schiffsführers.

Kaum hatte er ihn, der da bleich und leblos in dem eisernen Feldbette lag, erblickt, als ein Stöhnen sich seiner Brust entrang.

Mußte die Hölle denn den da immer wieder seine Wege kreuzen lassen? War es nicht genug, daß er ihm vor Jahren das geliebte Weib geraubt hatte? Mußte er ihm jetzt auch noch die Kapitänsepauletten abreißen, im Tode noch — — ?

Wäre der da mit seinem elenden Fischkahn ihm nicht in die Quere gekommen, er, Guerdric, hätte die Fahrt gewagt, trotz Nebel und Todesgefahr — — und nun — — —

Ingrimmigen Haß fühlte er heiß in sich aufsteigen. „Er" und immer wieder „Er"!

Auch in Claude Marecs schon halb erloschenem Auge flackerte noch einmal ein Strahl des Wiedererkennens auf.

„Jean — Jean Guerdric! Das ist Gottes Wille. Jean, vergib mir!" — — — „Jean, ich habe Dir Marie Yvonne gestohlen! Sie wollte nicht — trotz der Alten! Da hab' ich durch einen Kameraden ihr von Papeete aus einen Brief schicken lassen, mit Deiner Unterschrift, — — Du gäbest sie auf — — — es führte doch zu nichts — — — und Du hättest ein braunes Mädel dort gefunden — Jean, es hat mir keinen Segen gebracht. Gott hat uns keine Kinder geschenkt. Und sie hat immer noch heimlich geweint um Dich. — Nimm's alles zu Protokoll. Jean, in Gegenwart der Herren hier! Alles, was ich habe gehört ihr! Und sie selbst, sie vermache ich Dir, Jean! Sie soll mir verzeihen und für mich beten, Jean, und Du auch, hörst Du — — —"

Dann schloß er die Augen.

Die Fäuste gekrampft, starrte Jean Guerdric seinem Feind ins tote Antlitz.

Die Türe wurde aufgerissen. Der Erste Steuermann stürzte herein.

„Um Gotteswillen, Kapitän, schnell nach oben! — — — Der Nebel ist gewichen, die Sonne bricht durch! Gott sei gepriesen, daß er uns den da in den Weg führte, — ohne ihn wären wir alle längst dort unten — — —"

Bestürzt eilte Jean Guerdric an Deck.

Da — gerade in der Kursrichtung des „Finisterre", lag, keine 1500 Meter entfernt, im hellen Sonnenschein — — — der Felsen von Saint Malo.

Ein typisches Tanzkleid für junge Mädchen. Keine Nachmittags-Veranstaltung geht jetzt ohne Tanzen ab und das junge Mädchen muß daher eine Menge Lübscher Kleidchen für derartige Zwecke haben. Das hier abgebildete reizende Modell ist ein typisches Kleid für ein junges Mädchen. Es ist aus muschelrosa Chiffon-Taffeta gemacht, mit zwei Tunics, jede mittelst Draht etwas abstehend gemacht und jede mit weißen Tüll-Volants versehen. Die Taille hat weiße Tüllkrausen und eine Schärpe von Rattier blauem Samt harmoniert mit einer koketten Kappe aus blauer Seide, Silberspitzen und Pelz.

Alpenglühen

Von Martha Rammelmeyer-Schönlin.

Die hohen, eis'gen Firne grüßen
Der Abendsonne letzte gold'ne Strahlen,
Eh auf die schneebedeckten Riesen
Die Dämm'rungnebel graue Schatten malen.

Und tief erglühend, wie in Rosenfarben
Gehüllt die mächt'gen Alabasterglieder
Steh'n sie nun da. An Felsennarben
Fließt sanfte Glut der Abendröte nieder.

So find' ich, daß sie Seelen gleichen,
In denen spät der Liebe Wonnen blühen
Und da, eh' jäh die Jahre weichen,
In zartesten und reinsten Farben glühen.

Letzthin gab die Postbehörde in Little Rock, Ark., bekannt, daß sich in den drei Postsäcken, welche innerhalb drei Wochen von einem gewöhnlichen 19jährigen farbigen Landstreicher von Selma, Ala., namens Childres, vom Rock Island Depot in Little Rock gestohlen wurden, über 15,000 Dollars wert Schecks befanden. Schecks im Werte von $2,500 und über 2000 Briefe wurden durch die Polizei wiedergefunden, während das übrige, wie der Neger behauptet, zerrissen und verbrannt wurde. Ueber 2000 Briefe konnten identifiziert und durch die Postbehörde nach ihren Bestimmungsorten befördert werden, mit der Bezeichnung: „Nach der Beraubung der Post wiedergefunden." Childres wurde bei seinem vierten Raubversuch ertappt und verhaftet.